Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 9 — Marburg i. H., den 2. März — 1916

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Ich mach mein Sach und lach — Englische Kriegstheologie — Der verborgene Messias — Weitere Beiträge zu Luthers Lebensbeschreibung von ihm selbst. 6. Seelenkämpfe. Tröstungen. Die neue Erkenntnis — Gottfried Kinkel Apostata — Verschiedenes: Die Verwahrlosung der Jugend während der Kriegszeit; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Ich mach mein Sach und lach

Dann wird unser Mund voll Lachens sein. Ps. 126, 2

Weshalb erst **dann**? Weshalb nicht schon, so lange wir leben?

Ich habe eben von einem neuen Buche Lhotzkys „Das heilige Lachen" die ersten Seiten gelesen. Darüber fiel mir der Spruch ein und läßt mich nicht wieder los: „Ich mach mein Sach und lach." Ich hörte ihn einst von einem lieben Lehrer, dem er ein Stück Lebensweisheit aussprach. Ich verstand ihn damals nicht recht. Heut verstehe ich ihn, heut sage ich ihn oft vor mich hin. Wohl weil ich älter geworden bin. Wenn man älter wird, kommt man, wills Gott, jenem Zustande näher, von dem der Psalmist sagt: Dann wird unser Mund voll Lachens sein.

Aber in Kriegszeiten sollte man so nicht reden?

Vielleicht erst recht. Ich lache des Krieges mit seinen Seltsamkeiten und Schrecklichkeiten, ich lache des Friedens, der da kommen soll, wenn ich denke, wie schwer er kommt und wie unvollkommen er ausfallen wird. Und in beiden Fällen ist es unendliche Wohltat, wenn man erst so weit ist. Widriges genug bringt der Tag, nicht von Fremden und Feinden nur, auch von Freunden, die es gar nicht böse meinen. Soll man böse sein? empfindlich? Wem wäre damit geholfen? Ich mach mein Sach und lach.

Möglich daß einem solche Rede übel genommen wird. Es gibt gewiß Leute, die sie gar nicht verstehen können. Leute ohne allen Humor. Was kann man tun, als erst recht Humor haben!

Ein lieber Amtsnachbar hielt einmal Vortrag über die Frage, ob Jesus Humor gehabt habe. Natürlich hat Jesus Humor gehabt. Man muß das Wort nur in seiner ganzen Tiefe verstehen. Natürlich hat er sich über das toll' und törichte Treiben der Menschen immer wieder erhoben als der Sohn des ewigen Vaters mit heiligem Lachen. In diesem Lachen, in diesem Humor ist alles Mitempfinden drin bis zum tiefsten Mit-Leid, aber zugleich etwas, das triumphiert, die Freude, die selige Gewißheit, das Evangelium. Es ist etwas in Jesus gewesen und ist in allen wahrhaft innerlich befreiten Frommen, wie wenn man im Spiel jemanden in die größte Verlegenheit geraten sieht und weiß, er ist schon nahe daran, klar zu sehen und den Sinn seiner Aufgabe zu fassen; noch besser: wenn man selbst in dieser Verlegenheit ist und freut sich dennoch der Aufgabe und der kommenden Lösung. Gewiß, das Leben ist kein Spiel. Und manchmal war Jesus betrübt bis in den Tod. Das ist auch uns zum Troste geschehen, damit wir nicht verzweifeln, wenn uns alles Lachen vergehn will, auch das heilige. Aber dafür haben wir Jesus und haben es leichter als Jesus, daß wir dank ihm auch unter dem schwersten Kreuz nicht verzweifeln, sondern aus der Trübsal wieder emportauchen zum heiteren Licht.

Ich mach mein Sach und lach! Es ist etwas Trotziges drin. Und das soll auch drin sein.

Trutz, Tod! komm her, ich fürcht dich nit!
Trutz! komm und tu ein Schnitt!

Wohl dem, der des Todes lachen kann in dieser Zeit! Nicht mit einem frivolen Lachen, sondern mit einem ernsten, tiefen, himmelhellen Lachen. Wenn ihr so eure Sach macht, ihr Freunde im Feld, ist uns nicht bange um euch. Auch kein Sinnen und Grübeln wird euch umbringen, weil der Quell des Lebens in euch kräftig sprudelt. Was Widriges euch begegnen mag, ihr seid nicht umzubringen.

Und bei uns daheim solls auch so sein in allen Nöten. Gar nicht anders meinen wirs, als wenn Luther sagt: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan" — oder Paulus: „Was kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist! Um seinet willen werden wir getötet den ganzen Tag." — Nur ganz ins praktische Leben, ins alltägliche Seelenleben diese freudig freie, trotzig zuversichtliche, heroische Stimmung hereingezogen aus dem Erhabenen und Vorbildlichen frommer Heldenhaftigkeit! Gerade das tut uns so not: diese Verbindung zwischen dem Erhabenen — — und Lächerlichen! diese Hereinholung des Ewig-Unvergleichlichen — — ins Triviale. „Ich mach mein Sach und lach", da stehe ich mit beiden Beinen auf der wirklichen Erde, mitten im Dreck, und das Haupt ist froh des lieben Sonnenscheins, der ihm ohne Unterlaß von oben her scheint und bis auf den Grund des Herzens dringt:

Die Sonne, die mir lachet,
ist mein Herr Jesus Christ;
das, was mich singend machet,
ist, was im Himmel ist.

R

Englische Kriegstheologie

In dem Pfarrhause zu Waldersbach im Elsaß sieht man an der Innenseite der Türe von Oberlins Studierzimmer einen Rahmen, in welchem eine Anzahl farbiger Glasstreifen befestigt ist. Blickt man geradeaus in den Rahmen, so fragt man sich vergeblich, was diese Zusammenstellung bedeuten soll. Tritt man aber links zur Seite, so sieht man ein farbiges Bild, und wenn man den Platz wechselt, so sieht man von rechts wiederum ein Bild, aber ein anderes als von links. Oberlin bediente sich dieses Apparats, wenn er zwei Feinde versöhnen wollte. Er belehrte sie durch die Anschauung, daß dieselbe Sache je nach dem Standpunkt des Betrachters ein verschiedenes Gesicht zeigen kann. Durch den daraus folgenden Zweifel an der Allgemeingültigkeit der eigenen Anschauung suchte er die Versöhnung vorzubereiten.

An dieses pädagogische Verfahren eines genialen Seelsorgers wurde ich erinnert, als ich in dem letzten Heft der „Eiche" die „Kirchlichen Stimmen aus England" las.[1]) Das Bild der Zeitgeschichte ist auch für Männer, die zweifellos guten Willens sind und die Wahrheit suchen, ein vollkommen verschiedenes, je nachdem man es von der einen oder andern Seite des Kanals betrachtet. Die einzelnen Züge, aus denen sich das

1) 4. Jahrgang 1. Heft. Einzelheft 1 Mk. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle der „Eiche" Berlin NO 18 Friedensstr. 60.

Bild zusammensetzt, sind dieselben, wie die farbigen Streifen in Oberlins Versöhnungsapparat, aber die Stellung des Beschauers gestaltet das Bild, das er in sich aufnimmt. Diese Verschiedenheit ist unvermeidlich. Wenn eine Nation um ihr Dasein und ihre Zukunft ringt, schließt der berechtigte Affekt die objektive Betrachtung der Ereignisse aus. Die Anforderungen der Zeit an den nationalen Willen sind so stark und so unbedingt maßgebend, daß auch die Reflexion und die Anschauung sich ihnen anpassen müssen. Die seelische Einheit des Einzelnen mit seinem Volk, welche der einzige sittlich wertvolle Ertrag des Kriegs ist, macht eine Absonderung von der nationalen Gesamtanschauung unmöglich. Niemand will in solcher Zeit objektiver und gerechter erscheinen als sein Volk. Die Oberlinsche Methode kann deshalb während des Kriegs keinen Erfolg haben. Indessen hat die Einsicht in die Bedingtheit des Urteils durch den Affekt wenigstens den Vorteil, daß sie pharisäische Ueberhebung ausschließt und den nationalen Haß nicht aufkommen läßt, der mit christlicher Gesinnung unvereinbar ist. „Hasset das Arge", sagt die Schrift. Der Haß soll sich gegen das bewußt Böse richten, aber niemals gegen den Irrtum. Es ist deshalb tröstlich, an den guten Glauben auch der Feinde glauben zu müssen.

Die „Kirchlichen Stimmen aus England" sind grundverschieden von den Aeußerungen katholischer und protestantischer Franzosen, bei denen das Temperament unbeschränkt waltet und sich in Schmähungen des Feindes genug tut. Die christlichen Engländer hassen Deutschland nicht. Sie fühlen sich vielmehr gedrungen, sittliche und religiöse Motive zu suchen, warum Deutschland trotz aller seiner bereitwillig anerkannten Tugenden und Vorzüge bekämpft und überwunden werden muß. Da aber dieses letzte Ziel von vornherein feststeht, und seine Berechtigung keiner weiteren Prüfung unterzogen wird, so ist die Motivierung gewaltsamer und für unser Gefühl verletzender als die Tollheiten der Franzosen. Deutschland hat durch den Einfall in Belgien der englischen Regierung den ungeheuren Dienst geleistet, eine Kriegsursache verkünden zu können, deren Berechtigung von keinem Engländer in Zweifel gezogen wird. Selbst in dem Rundschreiben der Society of friends, die getreu ihrer Lehre den Krieg grundsätzlich verwirft und ihn als eine allgemeine Menschheitssünde betrachtet, wird doch als das einzige tröstliche Moment angeführt, daß „die englische Regierung alle Anstrengungen gemacht habe, den Frieden zu bewahren, und daß sie den Krieg aus einem tiefen Gefühl der Verpflichtung gegen einen kleineren Staat, gegen den wir moralische und vertragsmäßige Verpflichtungen hatten, begonnen habe." Diese Vorstellung, daß Deutschland der Urheber des Krieges sei und die ganze Verantwortung für das unermeßliche Leiden der Menschheit trage, verdichtet sich in der Kriegspredigt des angesehensten schottischen Geistlichen Rev. Principal Alexander Whyte über den Text 1. Chron. 21, 1: „Ein Fall von Cäsarismus in Israel und einige Lehren daraus für uns" zu einer Anklage gegen den Kaiser, von der selbst Proben in einem deutschen Blatte nicht wiederzugeben sind. Man kann nur annehmen, daß der gelehrte Theologe sich um die Politik niemals gekümmert hat und in seiner Beschäftigung mit den idealen Interessen der Menschheit jäh unterbrochen nun in wildem Zorne gegen den vermeintlichen Urheber dieses Unheils aufbraust. Eine fromme Dame, Mrs. Penn-Lewis, ist milder im Urteil über die Person des Kaisers, den auch sie als den Schuldigen betrachtet. Sie hält ihn für das Opfer böser Geister und kann trotz allem eine gewisse Genugtuung nicht unterdrücken, ein ihr offenbar besonders wertvolles Kapitel der Dogmatik, die Lehre von den Dämonen, durch die Ereignisse bestätigt zu finden. Mrs. Penn-Lewis wird wohl Recht haben. Böse Geister sind es gewiß, die dieses heillose Elend erzeugt haben. Aber es ist nicht viel damit erreicht, daß wir uns diese bösen Geister als persönliche Wesen vorstellen. Die entscheidende Frage ist doch immer, wie und wo die Mächte des Bösen in dem Dichten und Trachten der Menschen Gestalt gewonnen haben. Daher ist es natürlich die höchste Genugtuung für die patriotische Frömmigkeit, wenn sie das Böse in der Politik des Feindes verkörpert sieht. So erscheint in der großen Kriegspredigt, die der Bischof von London im Oktober 1914 in St. Pauls gehalten hat, Englands Krieg als ein Krieg gegen die Feinde des Christentums. „Christus oder Odin" heißt das Thema dieser Predigt. „Wir hier sind des festen Glaubens", sagt der Bischof, „daß es der Kampf zwischen zwei Evangelien ist, was den Krieg herbeigeführt hat. Wir in England, trotz vieler Fehler, vieler Schwächen und gelegentlicher Fehltritte einiger von uns, haben in der Hauptsache festgehalten an der Religion der Menschwerdung. Gott weiß, daß wir nicht immer demütig sind, aber wir wissen, daß wir demütig sein sollten. Wir sind nicht immer selbstlos, aber wir wissen, daß wir selbstlos sein sollten. Und bei allen unseren Fehlern bleibt Ehre noch immer Ehre für uns, noch bindet uns ein verpfändetes Wort, und ein Vertrag ist für uns mehr als ein Fetzen Papier." Demgegenüber vertritt Deutschland das neue Evangelium, daß Macht Recht ist. Da heißt es: „Selig sind die Kriegsfertigen, denn man wird sie, wenn nicht die Kinder Jehovas, so die Kinder Odins nennen, der größer ist als Jehova." Das neue Evangelium, daß Macht Recht ist, hat sich in Aeußerungen gezeigt, die nicht von Menschen hätten getan werden können, die noch an den von Jesus Christus offenbarten Gott glauben. Worte des Kaisers, des Generals von Bernhardi und des Feldmarschalls von der Goltz werden als Belege für diese Charakteristik Deutschlands angeführt. Den Hauptbeweis aber bildet das Buch des Professors Cramb: Germany and England.

Cramb hatte nach einem längeren Aufenthalt in Deutschland vier Vorlesungen an der Londoner Universität gehalten, die nach seinem Tode im Beginn des Kriegs veröffentlicht sind. Er drängte nicht zum Kriege mit Deutschland, aber er wollte für die äußerste Steigerung der englischen Kriegsrüstung wirken, weil er den Krieg für unvermeidlich hielt. Unvermeidlich wegen des „deutschen Imperialismus", der nach der Weltherrschaft strebt und streben muß. Das Buch zeichnet sich vor der Durchschnittspresse Englands dadurch aus, daß es zur Begründung der These weit ausholt und sich nicht mit einigen aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen Treitschkes und den Fanfaren Bernhardis begnügt. Für Cramb ist das imperialistische Ideal das Produkt der deutschen Geschichte. Er findet seine Wurzeln in Karl dem Großen und den Hohenstaufen, in den Römerzügen deutscher Kaiser, in Karl V. und Metternich, in der romantischen Begeisterung für das mittelalterliche Kaisertum. Von Giesebrecht sagt er, daß er in dem deutschen Volke Gottes auserwähltes Volk gesehen habe, ausersehen zur Vollführung von Gottes unerforschlichem Willen. Die verblüffende Unkenntnis des Engländers zeigt sich darin, daß er die politisch gerichtete Geschichtsschreibung, die auf die Führung Preußens in Deutschland zielte, Sybel, Droysen, Häusser und Treitschke mit den romantischen Verehrern des Mittelalters zusammenwirft, während doch gerade diese Schule durch ihr praktisches Ziel mit den großdeutschen Idealen in Widerspruch trat. Man ist überhaupt, wenn man Cramb liest, im Zweifel darüber, ob nicht völlige Ignoranz einer so kritiklosen Belesenheit vorzuziehen wäre. Was soll man z. B. sagen, wenn die Worte Fausts in der ersten Szene des zweiten Teils von dem „kräftigen Beschließen zum höchsten Dasein immerfort zu streben" so erklärt werden: „Was ist dieses höchste Dasein, dieses höchste Ideal? Es ist Weltherrschaft, Weltreich, Hegemonie auf einem Planeten!" Goethe als Imperialist ist wirklich der Gipfel des Lächerlichen. Aber traurig ist es, daß hundert Jahre nach der von Goethe verkündeten Epoche der Weltliteratur gerade die Höchstgebildeten in dem Verständnis fremder Literatur so absurden und verhängnisvollen Mißverständnissen verfallen. Deutsche und englische Arbeiter hätten offenbar Besseres für die internationale Verständigung leisten können als Professoren und Literaten. Daß Treitschkes leidenschaftliche Abneigung gegen das moderne England viel dazu beigetragen hat, die deutsche Jugend feindselig zu stimmen, soll nicht geleugnet werden. Aber das Phantom der Weltherrschaft war ihm fremd. Vielmehr hat Treitschke die Idee der Weltherrschaft immer als schlechthin unsittlich bezeichnet. Er hat für Deutschland nie mehr begehrt als Bewegungsfreiheit und Gleichberechtigung, und nur das war ihm eine schreckliche Vorstellung, daß einmal die ganze Welt zwischen England und Rußland verteilt sein sollte. Treitschkes Welt-

anschauung wird als Religion der Tapferkeit bezeichnet (valour) im Gegensatz gegen das Humanitätsideal unserer Klassiker. Als ob Treitschke, in dessen deutscher Geschichte die literargeschichtlichen Abschnitte zu den glanzvollsten und ergreifendsten gehören, die Ideale Goethes und Schillers nicht gekannt hätte! Auch Bernhardi tut Cramb Unrecht, wenn er dessen Alternative „Weltmacht oder Niedergang" mit „worlddominion or death" übersetzt. Es ist die eigentümliche Beschränktheit des englischen Nationalgefühls, wie es sich in dem Rule Britannia ausspricht, daß nur die Möglichkeit gesehen wird, entweder die Welt zu beherrschen oder in Sklaverei zu versinken. Uebrigens nennt Cramb selbst dieses Lied that must vulgar of all national hymns. Verständlich durch jene absurde Alternative wird auch das lächerliche Mißverständnis, das in dem „Deutschland über alles" das Streben nach Weltherrschaft ausgedrückt findet. Diese Auslegung steht auf der gleichen Höhe wie Crambs Interpretation des Faust.

Cramb will nun in der deutschen Jugend überall dem Drängen nach Weltherrschaft und zu diesem Zwecke nach Niederwerfung Englands begegnet sein. Die Religion der Tapferkeit soll dieser Jugend repräsentiert sein durch Napoleon und Nietzsche. Nirgends sei der Napoleonkultus so stark wie in Berlin. Die mächtige Renaissance dieses Kultus in dem modernen Frankreich ist Cramb anscheinend verborgen geblieben. Daß aber dieser Kultus den Jüngern Treitschkes eigen sein soll, ist eine Entdeckung, die diese befremden wird. Endlich wird von diesen deutschen Imperialisten ausgesagt, daß sie den Sturz des Christentums bezwecken: Corsica soll über Galiläa siegen. Nach dem Siege über Rom nahm die teutonische Rasse, geblendet von der Autorität der Besiegten, Roms Kultur und Religion an. Die Aufgabe des neuen Deutschlands ist es, die Welt von dieser durch die Reformation und die Aufklärung erschütterten Herrschaft endgültig zu befreien und die ursprünglich germanische Religion der Tapferkeit wiederherzustellen. Nun begreift man, daß der Bischof von London den Krieg gegen Deutschland als einen Kreuzzug betrachtet und von Gott selbst die Entscheidung für Christus gegen Odin erwartet.

Es ist möglich, daß Cramb unter Fanatikern des Alldeutschtums Menschen begegnet ist, welche ihre Feindschaft gegen alles, was nicht germanischen Ursprungs ist, auch auf die Religion Jesu ausdehnten. Aber wie unbegreiflich ist die Verirrung eines ernsthaften und gewissenhaften Forschers, der solche vereinzelten Absonderlichkeiten zum Ausgangspunkt für eine Beurteilung des deutschen Geistes nehmen konnte! Das Merkwürdigste aber ist, daß der Kritiker Deutschlands, wo er uns seine eigene Geschichtsphilosophie vorträgt, sich selbst zu einer Weltanschauung bekennt, die unbedingt als heidnisch bezeichnet werden muß. Nach Cramb ist der Verlauf der Geschichte nichts anderes als ein unerbittliches Ringen der Mächte mit einem notwendig tragischen Ausgange. Er sieht in den Deutschen und Engländern „zwei große Nationen, beide von ihrer Vergangenheit her mit den Erinnerungen alten Heldentums ausgestattet, groß in Kunst und Dichtung wie in Krieg und Politik, beide im Besitz der Eigenschaft, die nur als innate capacity or genius for empire bezeichnet werden kann." Der englische Imperialismus zeichnet sich vor dem deutschen aus durch seinen demokratischen Charakter: a nation and a democracy that is imperial. Alle Kriege Englands seit 500 Jahren sind für die Idee des englischen Weltreichs ausgefochten worden. Das letzte Ziel ist to give all men an English mind. Diese englische Mentalität soll „religiöse Toleranz, Ehrfurcht und Kühnheit angesichts des Geheimnisses von Leben und Tod, Liebe zu freien Institutionen, Streben nach höherer Gerechtigkeit und größerer Freiheit" begreifen. Aber wenn diese idealen Güter des politischen Lebens nur um den Preis der Unterwerfung unter die englische Weltherrschaft zu erwerben sind, so werden Nationen, die sich des Werts ihrer Eigenart bewußt sind, auf freiheitliche Fortschritte verzichten; die sie nur durch nationale Abdikation erreichen können. Die Propaganda für die demokratische Idee, die Cramb als Beruf Englands erscheint, wird also gerade dadurch gehindert, daß sie durch Unterwerfung unter Englands Macht erkauft werden muß. Es wiederholt sich hier das Schauspiel, welches ein Jahrhundert früher die französische Nation gab. Auch sie wollte den geknechteten Völkern das Evangelium der Freiheit und der Menschenrechte bringen. Es zeigte sich indessen, daß diese Nationen vor allen Dingen leben und ihre Eigenart behaupten wollten, und daß ihnen für die französische Freiheit und Gleichheit der Preis ihrer selbständigen Existenz zu hoch war.

Für Cramb ist also der Kampf um die Weltherrschaft der Beruf Englands. Daher auch der Krieg mit England die unabweisbare Aufgabe aller Nationen, denen ihre eigene Individualität wertvoller ist als die english mind. Cramb ist Fatalist. „Die Kräfte", sagt er, „welche die Handlungen großer Reiche und Nationen bestimmen, sind tief verborgen und werden nicht leicht durch Worte oder selbst Gefühle von Feindschaft oder Freundschaft berührt. Sie liegen jenseits der Wünsche und Absichten der Individuen, aus denen sich die Nationen zusammensetzen. Sie können selbst diesen Wünschen und Absichten entgegengesetzt sein." Darum ist alles bewußte Streben nach gerechten und wohlwollenden Beziehungen zwischen den Nationen fruchtlos. „In den Gesetzen, welche Staaten und Individuen regieren, gehen die höchsten Funktionen über den Nutzen und selbst über die Vernunft hinaus. In dem gegenwärtigen Stadium der Weltgeschichte ist die Beendigung der Kriege nicht nur über menschliches Vermögen, sondern auch dem menschlichen Willen entgegen." Denn der Krieg ist eine „Quelle der Inspiration, welche zu verlieren der Mensch sich scheut, einer Inspiration, die das Leben über das Leben hinaushebt, das Gefühl einer Aufgabe der Erlösung, welche wie das menschliche Bemühen um die Enträtselung des Universums immer getäuscht und doch immer erneuert wird und dadurch dem sonst sinnlosen Dasein einen Sinn gibt." Es sind dieselben Töne der Mystik und des Pessimismus, denen wir bei den Verherrlichern des Kriegs zu begegnen pflegen. Zwischen der Geschichte der Individuen und der Nationen besteht nach Cramb der große Unterschied, daß in dem bewußten Handeln der Individuen Motive und Zwecke herrschen, während die Kräfte, welche das Handeln der Staaten regieren, mehr der Wirkung der Ursachen in der Natur gleichen. Sie können deshalb leichter unter Gesetze gebracht werden. Auf diese Weise wird eine Wissenschaft der Politik möglich und eine Philosophie der Geschichte. „Religion ist das wahre Wesen beider. Geschichte wird Religion, Religion Geschichte. Denn zuletzt ist Gott der oberste Handelnde in Geschichte und Politik. Das Drama der Zeit, das Aufsteigen einer Welt, eines Universums hinter dem andern ist sein Drama, dessen Schauplatz dieses weit ausgedehnte Gebilde von Sternhaufen und Sonnen. Und hier auf diesem Planeten sind die großen Nationen, Städte und Reiche die kurzen Verkörperungen oder die vorübergehenden Verwirklichungen seiner Wünsche. Durch die Weltalter hindurch sucht der Weltgeist die Verwirklichung seines letzten Wunsches. Eine tragische Verwirklichung, weil sie nur enden kann in der Zerstörung des Daseins der Weltseele als solcher." Die Geschichte der Menschheit ist also zu betrachten als eine Bewegung in der Richtung auf ein feststehendes Ende und zwar das tragische Ende absoluter Vernichtung. Es ist ein Gesetz der Geschichte, daß der Niedergang einer Macht beginnt, sobald ihr Aufstieg aufhört. Daher das Verhängnis, welches die Staaten nötigt, nach dauernder Machtvermehrung zu streben, wenn sie nicht untergehen wollen. Diese pessimistische und fatalistische Geschichtsauffassung ist die philosophische Begründung des englischen Imperialismus. Was die Jingo-Presse in brutalem Machthunger und wilder Habgier predigt und was ihre unglücklichen Opfer in stumpfsinnigem Drange nachsprechen, wird von dem feinen und geistvollen Geschichtsphilosophen der Londoner Universität als der Ausdruck und Vollzug einer geschichtlichen Notwendigkeit, eines göttlichen Gesetzes gerechtfertigt. Der Unterschied zwischen Crambs Vorlesungen und jener politischen Schundliteratur ist nur der, daß der Professor keine Versuchung fühlt, Deutschland zu schmähen. Vielmehr schilt er die englische Unwissenheit über Deutschland. Aber je höher er den deutschen Geist und die deutsche Kraft einschätzt, umso größer erscheint ihm die deutsche Gefahr, umso naturgemäßer das deutsche Streben nach Niederwerfung Eng-

lands, umso unvermeidlicher das furchtbare Ringen, dessen Zeugen wir sind. Mit einer fast heiteren Gelassenheit sieht er das Verhängnis sich erfüllen. „Man kann sich die alte mächtige Gottheit des ganzen teutonischen Stammes vorstellen, wie sie über den Wolken tronend heiter hinabschaut auf diesen Kampf, auf ihre bevorzugten Kinder, die Engländer und die Deutschen, die in einem Ringen auf Tod und Leben verstrickt sind. Lächelnd über den Heroismus dieses Kampfes, den Heroismus der Kinder Odins, des Kriegsgottes.“ Diese Apotheose des Kriegs ist Crambs letztes Wort. Sein Buch ist eine Dogmatik und Ethik der neuen Religion, welche der Bischof von London als Odin-Kultus bezeichnet. Es ist daher kaum anzunehmen, daß der Bischof das Buch, dem seine Charakteristik des modernen Deutschlands entnommen ist, selbst gelesen habe. Sonst hätte er nicht in Goethe und Treitschke, sondern in seinem englischen Gewährsmann den Anbeter Odins erkennen müssen. Vermutlich hat er seine Konstruktion „Christus oder Odin“ auf Auszüge gegründet, die ihm von einem mehr dienstbeflissenen als aufrichtigen literarischen Adjutanten geliefert worden sind. Wenn die englischen Kriegstheologen mit willkürlich herausgerissenen Zitaten und Worten des Kaisers die deutsche Kriegslust beweisen wollen, so muß ihnen gesagt werden, daß es kein deutsches Buch gibt, das in ruhiger, gedankenreicher Darstellung ohne jede Entschuldigung des Affekts die reine Machtpolitik und die Notwendigkeit des Krieges in so eindrucksvoller Sprache verkündigte wie das des Professors Cramb.

Die Predigten des Principal Whyte und des Bischofs von London sind typische Produkte der echten Kriegstheologie, welche zu einer von der Regierung angegebenen, von der öffentlichen Meinung aufgenommenen Melodie religiöse Harmonien liefert. Von größerem Interesse für uns und wichtiger für die Zukunft sind diejenigen Aeußerungen englischer Frömmigkeit, die aus ursprünglich religiösen Gedanken hervorgehen. Wenn wir als Christen die Hoffnung festhalten, daß auf die gegenwärtige Verfinsterung ein neuer Tag der Menschheitskultur folgen muß, so kann sich diese Hoffnung nur auf den Bestand von religiösen Gedanken gründen, welcher die Krise überstanden hat. Wer mit dieser Frage im Herzen die Mitteilungen der „Eiche“ liest, wird sie nicht ohne Stärkung seines Vertrauens aus der Hand legen. Zunächst darf dies gesagt werden, daß nirgends in den Aeußerungen der englischen Christen eine feindselige Stimmung von Volk zu Volk zu spüren ist. Die englischen Kirchen haben vor dem Kriege in viel höherem Maße und mit viel größerem Eifer als die deutschen gegen den Kriegsgeist gearbeitet. Ihre Haltung während des Kriegs berechtigt zu der Erwartung, daß sie nach dem Friedensschlusse jene Arbeit wieder aufnehmen, und daß sie den schon jetzt laut werdenden Stimmen, die nach dem Kriege der Waffen einen Handelskrieg und eine feindselige Abschließung gegen Deutschland fordern, mit Nachdruck entgegentreten werden. Bei dem Einfluß, den die Kirchen auf das öffentliche Leben Englands haben, ist dieses Moment auch politisch nicht gleichgültig. Die stärkste und am meisten bewußte Betonung eines christlichen Humanismus, der nationale Abschließung und Feindschaft grundsätzlich verwirft, findet sich in den Aeußerungen der Quäker. „Wir erkennen an“, heißt es in ihrem Aufruf, „daß die Wurzeln internationaler Kriege in unserem Gesamtleben liegen, daß individuelle Eifersucht, Konkurrenz, Klassen-Haß und Verachtung, kirchlicher Streit sowohl als internationale Feindschaft und Erbitterung der Same ist, als dessen Frucht wir den Massenmord unschuldiger Männer heutzutage sehen. An dieser Aussaat tragen wir alle Schuld. Wir alle tragen die Folgen. In tiefer Zerknirschung und Beschämung richten wir unsere Schritte auf den Weg des Friedens.“ In diesem schlichten Bekenntnis liegt doch ein tiefes Gefühl von der Solidarität der Christenheit, welches Hoffnung für die Zukunft gibt. Es wäre schnöde Hoffahrt, wenn deutsche Christen sich davon ausschließen wollten, weil sie über die Entstehung des Kriegs anders denken als die Engländer. Und sollten wir nicht einstimmen in den Wunsch des Rev. Canon J. H. B. Masterman, daß der Ausgang dieses Krieges in Europa eine religiöse Grundlage für die internationalen Beziehungen schaffen möge? Voll inniger Begeisterung ist der an die Studentenbewegung gerichtete Aufruf des Rev. D. S. Cairns, welcher ohne jede Kritik einzelner Handlungen oder Personen die Frage behandelt: „Wie betrifft alles, was wir erleben, das weltumspannende Reich Gottes?“ Wenn Cramb die Gottheit und zwar eine grimmige heidnische Gottheit, deren letztes Ziel die allgemeine Vernichtung ist, als die einzig handelnde Person in dem Drama der Weltgeschichte betrachtet, so sagt der Vertreter der christlichen Studentenbewegung: „Der Krieg kommt nicht von Gott, sondern von den Menschen. Seine Ursachen wurzeln in dem Glauben, daß zwischen den Nationen kein ewiges Gesetz von Recht und Unrecht bestehe, wie es zwischen den einzelnen Menschen gilt. Das ist eine absolute Verneinung der Universalität des Reiches Gottes. Gott wird verstoßen aus einem großen Gebiet des menschlichen Lebens. Der heutige europäische Krieg ist also nicht von Gott sondern von den Menschen, und er ist die unvermeidliche Konsequenz der Verneinung des Gottesreichs.“ Aus dem Glauben aber an die Erlösung durch das Kreuz Christi folgt die Zuversicht, daß auch dieses ganze große Unglück durch die Allmacht Gottes in eine Erlösung verwandelt werden kann. „Ein neues Zeitalter bricht an“, schließt dieser Aufruf, „lasset uns bereit sein, daß Gott uns darin brauchen kann.“

Aus vielen der in der „Eiche“ mitgeteilten Schriftstücken muß man die ungerechten und verworrenen Urteile über Deutschland ausscheiden, um den begeisterten christlichen Idealismus, der mit heißer Inbrunst einer besseren Zukunft entgegendrängt, unbefangen zu würdigen. Ist man zu dieser Scheidung nicht imstande, so tut man natürlich besser, diese Schriftstücke ungelesen zu lassen. Aber die Zukunft Europas wird uns die Pflicht auferlegen, für Frieden und Gerechtigkeit unter den Völkern zu arbeiten, auch in Gemeinschaft mit denen, die über die Ursachen des gegenwärtigen Unheils anders urteilen als wir. Preußen und Oesterreicher kämpfen heute zusammen, ohne sich gegenseitig zu fragen, wie sie über die Ereignisse von 1866 denken. Die einigenden, vorwärtstreibenden, aufbauenden Kräfte der Geschichte liegen nicht in den Erinnerungen der Vergangenheit, sondern in den Forderungen der Zukunft. Was aber der kommende Tag der europäischen Geschichte von den Völkern und insbesondere von den Christen fordern wird, kann niemandem zweifelhaft sein. „Wir glauben an Gott“, heißt es in dem Rundschreiben der Freunde. „Die Freiheit des menschlichen Willens gibt uns die Macht, die Erfüllung seiner Absichten der Liebe zu verhindern. Aber sie gibt auch die Möglichkeit, aktiv mit ihm zusammenzuwirken. Wenn es uns gegeben ist, etwas von einer wunderbaren möglichen Zukunft zu schauen hinter all der Trostlosigkeit und Trauer, die noch vor uns liegt, laßt uns überzeugt sein, daß dieser Ausblick uns von ihm gegeben ist.“

Friedrich Curtius

Weitere Beiträge zu Luthers Lebensbeschreibung von ihm selbst

6. Seelenkämpfe (Fortsetzung). Tröstungen. Die neue Erkenntnis

Vor dreißig Jahren las keiner die Bibel, sie war allen unbekannt. Die Propheten nannte man nicht und achtete sie für unmöglich zu verstehen. Als ich zwanzig Jahr alt wurde, hatte ich noch keine Bibel gesehen. Ich wähnte, es gäbe weiter kein Evangelium und keine Epistel, als die in den Sonntagspostillen enthalten waren. Endlich fand ich auf der Bibliothek eine Bibel, und sobald ich mich ins Kloster begeben habe, fing ich an die Bibel zu lesen, wieder zu lesen und immer wieder zu lesen, zu großer Verwunderung Dokt. Staupitzens.

Tischrede vom 22. Februar 1538

Wahr ist, als ich in Erfurt war als junger Magister, wo ich vor Anfechtung der Traurigkeit immer traurig einherging, widmete ich mich deswegen eifrigst dem Bibellesen. Und so sah ich bald aus dem bloßen Text der Bibel viele Irrtümer im Papsttum. Aber alsbald fielen mir solche Gedanken bei auf der Erfurter Bibliothek: „Sieh doch, wie groß ist das Ansehn des Papstes und der Kirche! Solltest du allein klug sein?

Ei, du möchtest irren.“ Jenen Gedanken gab ich Raum und wurde so völlig gehemmt im Lesen der Bibel.

Tischrede 22. Februar?

Und ich, da ich in der Messe stand[1]) und den Kanon anfing, entsetzte ich mich so, daß ich geflohen wäre, wenn mir nicht durch den Prior wäre zugesprochen worden. Denn da ich die Worte las: „Du also, gütigster Vater“ usw., merkte ich, daß ich mit Gott reden sollte ohne Mittler, wollte fliehen, wie Judas, aus der Welt. Denn wer kann Gottes Majestät ertragen ohne den Mittler Christus? Summa, ich habe als Mönch jenes Entsetzen erfahren; ich habs vorhin sollen erfahren, ehe ich dawider stritt.

Tischrede vom März 1537

Der Papst läßt das Wesen des Sakraments (des h. Abendmahls) bei Seite und disputiert viel von Zerknirschungen und Anknirschungen.[2]) Durch diese Lehre bin ich wahrlich so verdorben worden in den Schulen, daß ich mich kaum mit großer Mühe — durch Gottes Gnade — zum alleinigen Hinhorchen auf die Freude (des Evangeliums) bekehren konnte. Denn wenn man darauf warten soll, bis man genugsam zerknirscht ist, kommt man niemals zum Gehör der Freude. Das habe ich im Kloster mit großem Schmerz gar oftmals erfahren. Denn ich folgte dieser Lehre von den Zerknirschungen, aber je ärger ich zerknirscht war, desto stärker erhob sich das böse Gewissen, und ich konnte die Lossprechung und Tröstung, die meine Beichtväter mir anboten, nicht gelten lassen. Denn ich dachte so: „Wer weiß, ob man solchen Tröstungen glauben soll?“ Nachher traf es sich, wie ich meinem Präzeptor diese meine Anfechtungen, die ich sehr häufig und meinem Alter zufolge erlitt, mit vielen Tränen klagte, daß der zu mir sagte: „Sohn, was machst du? Oder weißt du nicht, daß der Herr selbst uns geheißen hat zu hoffen?“ Durch dies eine Wort „geheißen hat“ ward ich so gestärkt, daß ich nun wußte, man müsse der Lossprechung glauben: ich hatte sie vorher so oft gehört, aber durch meine törichten Gedanken gehindert meinte ich nicht, daß man dem Worte glauben müsse, sondern hörte es, als ob es mich nichts anginge.

Erklärung des 51. Psalm (zu V. 10). 1532 (1538)

Ich hab wohl mehr Sachen — unter dem Papsttum und hernach — beichtweis empfangen und Rat gegeben, welche, so sie offenbaret werden sollten, müßte ich Nein sagen dazu oder die Beichte auch melden.[3]) Solche Sachen gehören nicht ins weltliche Gericht noch offenbar zu machen. Gott hat hier sein selbsteigen Gericht und muß raten der Seelen, da kein Recht noch Kunst vor der Welt helfen kann. Mein Präzeptor im Kloster, ein feiner alter Mann, hatte solcher Sachen auch viel und mußte einmal mit Seufzen sagen: „Ach, ach! solche Sachen sind so irrig und verzweifelt, daß hier keine Weisheit, Recht, noch Vernunft raten kann. Man muß sie befehlen der göttlichen Güte.“

Brief an Kurfürst Johann Friedrich 10. Juni 1540

Mit welcher Glaubens-Inbrunst habe ich diesen Dialog[4]) gelesen in meinem ersten Mönchsjahr, da mein mönchischer paedagogus zu Erfurt, wahrlich einer der besten Menschen und ohne Zweifel unter der verfluchten Kutte ein wahrer Christ, mir es zu lesen gegeben hatte in eigenhändiger Abschrift.

Vorwort zu Bugenhagens Athanasius 1532

Den allerbesten Beistand und Tröster, den man unter Menschen nur haben kann, hat Euch Gott geschenkt in dem ehrwürdigen Vater Magister Bartholomäus.[5])

An einen Erfurter Augustiner 15. April 1516

Darnach, als Philippus[6]) weggegangen war, sagte er[7]) zu mir[8]): Seid getrost, es soll besser werden mit Euch gewißlich, denn ich weiß, daß Eure Anfechtungen zur Ehre Gottes und zu Euerm und Vieler Gewinn ausschlagen werden. Ich

1) Bei der Primiz. Vgl. Nr. 5 Sp. 96.
2) contritionibus et attritionibus, Reue — und Anlauf zur Reue (von Luther und Genossen Galgenreue gescholten).
3) das Beichtgeheimnis preisgeben.
4) Pseudo-Athanasius coram Probo.
5) Professor der Theologie Bartholomäus von Usingen in Erfurt.
6) Melanchthon. 7) Luther. 8) dem Schreiber, Schlaginhaufen.

bin auch in dem Spital gelegen; aber bisweilen hab ich keinen Tröster gehabt. Als ich jene Anfechtungen meinem Staupitz klagte, erwiderte er: „Ich verstehe es nicht, ich weiß nichts davon.“

Darnach sagte ich ihm von meiner Anfechtung beim Herantreten zum Altar. Er antwortete: „Gerson[1]) und die andern Väter haben gesagt: man soll nur bei der ersten Absicht bleiben.[2]) Eure erste Absicht war, daß Ihr habt wollen holen Vergebung der Sünden.

Tischrede vom Dezember 1531

Ich beklagte mich einmal über die Himmelshöhe der Prädestination bei meinem Staupitz. Er antwortete mir: In Christi Wunden wird die Vorherbestimmung erkannt und gefunden, nirgend sonst, weil geschrieben steht: „Diesen höret.“[3]) Der Vater ist zu hoch; aber der Vater hat gesagt: „Ich will einen Weg schaffen, darauf man zu mir kommt, nämlich Christum. Geht den, habt Glauben, hängt euch an den Christum, so wird sichs wohl finden, wer ich bin, zu seiner Zeit.“ Das tun wir nicht: deshalb ist Gott uns unbegreiflich, unausdenklich.

Tischrede vom April 1532

Dokt. Staupitz sagte zu mir, wenn man will über die Vorherbestimmung disputieren, so wäre es besser, man dächte nicht dran, sondern hebe an von den Wunden Christi — und bilde dir den Christum wohl ein, so ist praedestinatio schon hinweg, weil Gott vorhersah, daß sein Sohn leiden werde wegen der Sünder. Wer das glaubt, der solls sein, wers nicht glaubt, der solls nicht sein.[4])

Tischrede von 1532

„Ists versehen,[5]) so muß es also ergehen; laßt uns tun, was wir tun; sollen wir selig sein, so werden wir selig.“ ... Wo Ew. Gnaden in diesen Gedanken und Anfechtungen[6]) stecken, so wäre es mir von Herzen leid. Denn ich etwa auch drinnen gestecket; und wo mir Dokt. Staupitz oder vielmehr Gott durch Dokt. Staupitz nicht herausgeholfen hätte, so wäre ich drinnen ersoffen und längst in der Hölle. Denn solche teufelische Gedanken machen zuletzt, wo es blöde Herzen sind, verzweifelte Leute, die an der Gnade Gottes verzagen, oder sind sie kühn und mutig, werden sie Gottesverächter und Feinde, sagen: „Laß hergehen; ich will tun, was ich will, ists doch verloren.“

An Graf Albrecht zu Mansfeld 8. Dezember 1542

Einmal war ich ganz erschrocken, als Staupitz das Sakrament herabnahm.[7]) Ich sagte es dem Staupitz in der Beichte; der sagte: „Das ist nicht Christus. Denn Christus schreckt nicht, sondern tröstet.“

Tischrede von 1532

Ich erinnere mich, ehrwürdiger Vater, unter den wohltuenden und heilsamen Gesprächen, mit denen mich der Herr Jesus (durch Euch) immer wieder wunderbar getröstet hat, wie einstmals dabei das Wort „Buße“ fiel: da gedachten wir voll Mitleids der vielen Gewissen und jener Henkersknechte, die mit endlosen und dazu unleidlichen Geboten ihre Anleitung zur sogenannten Beichte geben, und vernahmen Eure Stimme wie vom Himmel her: daß wahre Buße nur die ist, welche mit der Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott anhebt; und es sei, was jenen Ziel und Vollendung der Buße dünkt, vielmehr deren Ausgang. Dieses Euer Wort haftete in mir wie der Pfeil eines Starken,[8]) und ich fing an, der Reihe nach die Schriftstellen, die von der Buße handeln, damit zu vergleichen. Und siehe da, welch willkommenes Spiel! Von allen Seiten winkten mir die Sprüche zu und sprangen lächelnd dieser Meinung bei, sodaß mir jetzt nichts süßer und angenehmer klang als „Buße“, während mir früher in der ganzen Schrift kaum ein bittereres Wort begegnet war, wie eifrig ich auch vor Gott heuchelte und ihm eingebildete und gezwungene Liebe auszudrücken unternahm. Denn so werden die Gebote Gottes süß, wenn wir verstehen,

1) berühmte theologische Autorität † 1429.
2) in prima intentione, an der ersten Intention festhalten und sich dabei beruhigen, mag einem nachher in den Sinn kommen, was da will.
3) Matth. 17, 5.
4) nämlich prädestiniert.
5) zuvor versehen, vorhergesehen, vorherbestimmt.
6) also in Skrupeln über die Prädestination.
7) die Oblate, den Fronleichnam, vom Tabernakel.
8) Psalm 120, 4.

sie nicht nur in der Bibel, sondern in den Wunden des süßesten Erlösers zu lesen.

Darnach kam hinzu, daß ich dank der Arbeit trefflicher Gelehrter, die uns rechtschaffen Griechisch und Hebräisch lehren, gelernt habe: Buße heiße auf griechisch metanoia, von meta und noun, d. h. von „nach" und „Sinn", so daß Buße oder metanoia die Nachbesinnung ist, die auf den empfangenen Schaden und erkannten Irrtum folgende Erkenntnis der eigenen Schlechtigkeit — was ohne Veränderung der Neigung und Liebe unmöglich vor sich gehen kann. Das alles stimmt so fein mit der Theologie des Paulus, daß kaum Etwas den Paulus so fein beleuchten kann, meinem Ermessen nach. — Dann kam ich weiter voran und sah, daß metanoia nicht nur von „nach" und „Sinn", sondern von „um" und „Sinn" könne hergeleitet werden, seis immerhin gewaltsam, so daß metanoia die Umwandlung des Sinns und der Neigung bezeichnen würde. In dieser Deutung ist, so schien es, nicht nur die Veränderung des Sinns, sondern auch die Weise der Veränderung, d. i. die Gnade Gottes mit ausgedrückt. Denn jene Umkehr des Sinnes, also wahrhaftige Buße, ist gar häufig in der heiligen Schrift . . .

Daran mich haltend wagte ich die auf falscher Fährte zu sehen, die den Buß-Werken so viel Wichtigkeit beimaßen, daß sie uns für die Buße kaum etwas übrig ließen als gewisse frostige Genugtuungen und ein höchst mühsäliges Beichten . . .

Widmung der Resolutiones an Staupitz 30. Mai 1518

Euer darf ich niemals vergessen und niemals aufhören, Euch dankbar zu sein, denn durch Euch zuerst fing das Licht des Evangeliums aus der Finsternis zu leuchten an in unsern Herzen.

Brief an Staupitz 17. September 1523

Diese Worte „gerecht" und „Gerechtigkeit Gottes" waren mir ein Blitz im Gewissen; wenn ich sie hörte, erschauderte ich. Wenn Gott gerecht ist, dann wird er strafen. Aber durch Gottes Gnade, da ich einmal in diesem Turm und Schwitzbad[1]) über diese Worte „Der Gerechte lebt aus dem Glauben" und „Gerechtigkeit Gottes" grübelte, dachte ich alsbald: Wenn wir leben sollen gerecht aus dem Glauben, und die Gerechtigkeit Gottes soll zum Heil sein jedem, der da glaubt, dann wirds nicht unser Verdienst tun, sondern Gottes Barmherzigkeit. So wurde mein Geist aufgerichtet. Denn das ist die Gerechtigkeit Gottes, die uns gerecht und selig macht durch Christum. Nun wurden mir jene Worte lieber. Die Schrift[2]) hat mir der heilige Geist in diesem Turm offenbaret.

Tischrede Juni 1532

Der verborgene Messias

Es war einmal ein jüdischer Bauer, der lebte fern von Jerusalem und bestellte seinen Acker. Eines Tages warf sich der Ochse, der den Pflug zog, nieder, wollte nicht mehr arbeiten und brüllte seltsam. Zufällig ging ein fremder Mann vorüber, ein Araber, wie es schien. Der sprach: „Sohn Israels! Nimm das Joch von deinem Ochsen und löse deinen Pflug! Denn wisse, heute ist der Tempel zerstört worden." Als der Bauer das hörte, zerriß er in tiefstem Schmerz seine Kleider, raufte sich die Haare, weinte und schrie: „Weh mir! Weh mir!" — Während er noch klagte, sprang der Ochse plötzlich wieder auf und tanzte brüllend umher. Da wunderte sich der Bauer, der Fremdling aber sprach: „Spanne deinen Pflug wieder ein und arbeite weiter! Denn wisse, eben ist Israel der Messias geboren." Dessen freute sich der Bauer über die Maßen, aber arbeiten konnte er hinfort nicht mehr. Er hatte nur noch den einen Gedanken: das Messiaskind zu sehen und zu segnen.

Er ging hin, verkaufte sein Ackergeschirr und fing an, mit Wickelbändern zu handeln, wie man sie für kleine Kinder braucht. So zog er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, aber vergeblich; den Messias fand er nicht. Da kam er eines Tages auch nach Jerusalem. Durch die Straßen und Märkte wandernd, rief er seine Waren aus. Von allen Seiten strömten die Weiber herbei und wollten sehen, was er feilbiete; indessen die Mutter des Messiasknaben war nicht unter ihnen. Eine der Frauen aber sprach zu dem Bauern: „Meine Nachbarin hat vor kurzem ein Kind geboren; vielleicht kauft sie dir etwas ab." Und sie wies ihm das Haus. Er trat ein und pries seine Wickelbänder an. Aber die Mutter antwortete: „Ich habe kein Geld." Als er in sie drang, wehrte sie schmerzlich ab und sprach: „Mein Sohn ist ein Unglückskind; denn an dem Tage, da er geboren ward, wurde der Tempel zerstört. Verflucht sei der Tag!" Da freute sich der Bauer von Herzen; nun war er gewiß, daß er den Messiasknaben entdeckt hatte. Er nahm ihn auf den Arm und küßte ihn. Die Mutter aber tröstete er und redete ihr zu, bis sie die Wickelbänder nahm; doch mußte er ihr versprechen, binnen kurzem wieder zu kommen und sich das Geld dafür zu holen.

Als er nach einiger Zeit zurückkehrte, von Sehnsucht getrieben, den Menahem, Sohn des Hiskia, wiederzusehen — so hieß der Messias — erzählte ihm die Mutter weinend: „Kaum warst du fort, da erhob sich ein Wirbelsturm und entraffte mir den Knaben. Nun ist mein Trost dahin!" Traurig ging der Bauer heim.

Nach jüdischen Midraschen rekonstruiert von Hugo Greßmann

Gottfried Kinkel Apostata

Gottfried Kinkel hat von sich selber einmal gesagt:

Es ist über mich bei lebendigem Leibe so viel dummes Zeug, halb als tatsächliche Erzählung, halb als Romanschwindel in die Welt hinausgeschrieben worden, daß ich nicht wünschen kann, als ein so grob geschnitzter und roh angemalter Oelgötze auf die Nachwelt zu kommen.

Bewundert viel und viel gescholten ist Kinkel selbst heute noch eine umstrittene Persönlichkeit. Erst in neuester Zeit hat sich die literarische Kritik mit ihm, ähnlich wie mit seinem Befreier Karl Schurz, beschäftigt. Besondere Beachtung darf da wegen ihrer großen Sorgfalt und des aufgewandten philologischen Fleißes die Abhandlung des Direktors der Stadtbibliothek in Bromberg, Dr. Martin Bollert, beanspruchen, die unter dem Titel Gottfried Kinkels Kämpfe um Beruf und und Weltanschauung bis zur Revolution als zehntes Heft der geschätzten „Studien zur rheinischen Geschichte" (Verlag von A. Marcus und E. Weber, früher Albert Ahn in Bonn) erschienen ist. Sie bildet keine sehr kurzweilige Lektüre und ist ja auch von vornherein nicht für das große Publikum berechnet, aber sie bringt dem Literaturfreund, der sich mit Kinkel vertraut machen will, neue und reiche Aufschlüsse. Der Verfasser hat seiner Darstellung die Akten des Kultusministeriums sowie die des Ministeriums des Innern (beide im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin), ferner die Akten des Universitätskuratoriums, des Rektorats, der theologischen und der philosophischen Fakultät in Bonn und des Provinzialschulkollegiums in Koblenz zu Grunde gelegt. Herangezogen sind ferner die autobiographischen Aufsätze Kinkels und einige noch immer unveröffentlichte Briefe von ihm, unter Anderem solche an Freiligrath.

Bei einer Beurteilung von Kinkels Persönlichkeit wird es natürlich immer auf die Veranlagung des Beurteilers selber ankommen. Der Künstler faßt ihn anders auf als der rein wissenschaftlich gerichtete Mensch. Bollert ist vorwiegend Philologe. Das heißt also: er trägt alle PRO und CONTRA zusammen, gruppiert sorgfältig, wertet vorsichtig und bleibt in Lob und Tadel maßvoll. Dadurch gewinnt seine Darstellung einerseits eine gewisse Lauheit, ja, mitunter erscheint sie des Wohlwollens zu entbehren, aber das ist kein Vorwurf für einen Philologen. Andrerseits hat sie den großen Vorzug der strengen Gewissenhaftigkeit im Tatsächlichen und der einwandfreien Zuverlässigkeit. Man möchte wünschen, daß hinter diesem Philologen ein Künstler einherschritte, der das neu zusammengestellte Tatsachenmaterial belebte und durch den Instinkt einholte, was auch der fleißigste Philologe rein verstandesmäßig nicht zu leisten vermag.

Der fromme und rechtgläubige Kinkel, der „besonders hoffnungsvolle und wohlgesinnte junge Mann", wie ihn der Bonner Universitätskurator Rehfues in einem Bericht an den Minister

1) in der Badstube auf dem Turm des Augustinerklosters zu Wittenberg.

2) Röm. 1, 17. In zwei fast gleichlautenden Tischreden heißt es statt „die Schrift": „diese Kunst", und statt „offenbaret": „gegeben". Weim. Ausg. Tischr. Bd. 3 S. 228.

Altenstein nennt, bietet dem Verständnis keine Schwierigkeiten. Der junge Dozent der Theologie bewegt sich ganz in den vorgeschriebenen Geleisen und konnte selbst in orthodoxen, um nicht zu sagen: frömmelnden Familien verkehren, ohne Anstoß zu erregen. Seine Vorlesungen gelten als gründlich und klar durchdacht. Als er im Jahre 1839 ein Pfarramt zu übernehmen wünscht, macht die theologische Fakultät in Bonn den Wunsch geltend, sein bedeutendes Lehrtalent der Universität erhalten zu sehen. Ja, man hatte offenbar die Absicht, ihn besonders schnell zu befördern. Zu dieser Zeit trieb Kinkel auch die Bibelkritik noch ganz im bibelgläubigen Sinne, er bekämpft David Strauß, er wagt dem kirchlichen Dogma zu Liebe den logisch recht anfechtbaren Satz: die Wahrheit der Tatsache der Himmelfahrt werde dadurch erwiesen, daß sie ein Postulat des christlichen Gefühls und der historischen Betrachtung und zur Ausbildung einer vollständigen christlichen Dogmatik unentbehrlich sei.

Auch der junge Prediger, einer der glänzendsten seiner Zeit, bleibt im Rahmen. Die 1842 erschienene Predigtsammlung findet in den maßgebenden theologischen Zeitschriften ebenso viel Anklang wie in der Tagespresse. Er hält die Legende vom zwölfjährigen Christus im Tempel für historisch, das alte Testament ist ihm eine vollwertige Offenbarungsurkunde, die Kirche bedeutet ihm die „Uebermittlerin der Gaben, die Christus ihr anvertraut", er glaubt fest an die Kulturbedeutung der christlichen Idee, das jüngste Gericht malt er sich in sehr sinnfälliger, ja phantastischer Weise aus und nur dem aufmerksamsten Ohr verraten sich gewisse Unterströmungen, die anzeigen, daß diese Predigtsammlung den Abschluß einer kurzen Vergangenheit bedeutet, für die fernere Zukunft aber nicht irgendwie verbindlich zu sein braucht.

Sie war es denn auch durchaus nicht. Es dauerte nicht mehr lange und der Theologe Kinkel wurde entschieden freisinnig, um bald darauf sogar freigeistig zu werden. Eine solche Umwandlung kann nicht über Nacht eingetreten sein, die tieferen Gründe für sie müssen bereitgelegen haben. Bollert läßt sich keine Mühe verdrießen, jedes auch noch so geringfügige Anzeichen dafür zusammenzutragen, daß auch der rechtgläubige Kinkel zum mindesten an Unklarheiten gelitten hat. Er geht bis in die Kindheit Kinkels zurück, wobei er sich freilich auf Kinkel selber berufen kann. Ein gewisses krampfhaftes Bestreben, auf dem Wege der Rechtgläubigkeit zu verharren, läßt sich auch beim Studenten Kinkel nachweisen. Bollert geht aber entschieden zu weit, wenn er gelegentliche dichterische Aeußerungen Kinkels als einen Beweis dafür ansieht, daß sein Christentum nur „ein dünner Firnis" gewesen sei. In diesen Seelenfragen hat der Philologe zu grobe Finger. Kinkel war Künstler. Das schließt nicht aus, daß er Theologe war, sondern sagt mit anderen Worten eigentlich dasselbe. Daß aber der Künstler die Kunst preist, die er liebt, ist selbstverständlich. Wenn Kinkel sagt

Was das Leben mir verwehrte, tausendfältig gibts die Kunst!
Wen das Leben bitter kränkte, hat am reichsten ihre Gunst,

so läßt sich daraus noch nicht folgern, daß er von der Religion oder der Kirche geringer gedacht habe als von der Kunst. Bollert betont und sperrt hier das Wort „Kunst", das er in Gegensatz zu „Religion" zu bringen sucht. Das heißt aber den Versen einen Nebensinn unterlegen, den sie offenbar gar nicht haben. Damit, daß hier etwas zu Gunsten der Kunst gesagt ist, wird doch noch nichts gegen die Religion ausgesprochen! (Ganz abgesehen davon, daß solche Satzgebilde oft einem ganz äußerlichen Anlaß ihre Entstehung verdanken; vielleicht lockte Kinkel der Reim „Kunst—Gunst").

Gewiß lagen also die Ursachen zu Kinkels geistiger Umwandlung bereit. Niemand aber vermag zu sagen, ob sie ohne starke äußere Anlässe auch wirklich erfolgt wäre. Der Mensch ist nun einmal nicht unabhängig von dem, was er erlebt und erfährt. Alle Menschen, die mit vierzig Jahren ablehnen, wofür sie mit zwanzig vielleicht durchs Feuer gegangen wären, sind zu dieser Umwertung durch persönliche Erlebnisse gelangt, und nicht lediglich auf dem Wege verstandesmäßiger Betrachtung. So auch Kinkel. Wenn Johannes Scherr meinte, Kinkel sei im eigensten Wesen immer Romantiker gewesen, so mag er wohl Recht haben.

Auch daß Kinkel mehr praktischer als wissenschaftlicher Theologe war, beweist nichts für oder gegen sein Christentum, sondern höchstens etwas gegen seine Eignung zum Theologieprofessor an einer Universität. Bollert übersieht, daß das reiche künstlerische Innenleben Kinkels und dessen Betätigung, die doch einem starken inneren Drang entsprach, der geistigen Sammlung für eine große wissenschaftliche Leistung im Wege stand. Kinkel war eben durch seine Eigenschaften nicht zum Wissenschaftler berufen. Hier darf aber doch nicht übersehen werden, daß er auf literarischem Gebiet seinen Mann gestellt hat.

Im Verlaufe seiner Untersuchung ist Bollert überhaupt nicht immer der Gefahr entgangen, seine an sich so prächtige Sammlung kleiner Züge allzu nüchtern zu werten. Da ist das Kapitel von Kinkels Eitelkeit. Du lieber Himmel! Wenn sich Bollert einmal in der Geschichte unsrer großen Künstler umsieht, dann wird er in dieser Beziehung erstaunliche Dinge lesen. Vor allem aber wird er die Erfahrung machen, daß ein und derselbe Künstler, der von diesem und jenem als eitel und eingebildet bezeichnet wird, bei anderen als sehr bescheiden gilt. Gerade bei Künstlern ist das durchaus kein Widerspruch. Es kommt immer sehr auf diejenigen Menschen an, mit denen sie zu tun haben. Das Gefühl, nicht entsprechend gewürdigt zu sein, ruft in einer Persönlichkeit, die sich verkannt fühlt, gern den Widerspruch hervor, der dann leicht zur Rechthaberei wird. Sie sucht einen gewissen Trotz darin, falsch gesehen zu werden, weil sie ganz genau weiß, daß dem Beurteiler die Fähigkeit zur richtigen Würdigung von vornherein abgeht. Hierher gehört das ganze Kapitel der zynischen Aeußerungen. Bollert ist geneigt, auch bei dem späteren Kinkel solche Kundgebungen wortwörtlich zu nehmen. Damit aber zeigt er nur, daß er kein sehr guter Menschenkenner ist.

Zu Kinkels Loslösung von Amt und Kirche hat ganz wesentlich die Bekanntschaft mit Johanna Mockel beigetragen, einer im Uebrigen ganz vortrefflichen, ja mitunter der Größe nicht entbehrenden Frau. Sie war Katholikin und natürlich erregte es in den kleinen Verhältnissen von Bonn unliebsames Aufsehen, daß ein Mann in so weit gesehener Stellung, der nun einmal als protestantischer Theologe abgestempelt war, sie heiratete. Zunächst macht er Versuche, sie zu „retten", aber anstatt die sehr selbständige, frei denkende Johanna zu beeinflussen, erlag er vielmehr ihrem Einfluß. Man wußte das bald in ganz Bonn. Auch konnte man sich nicht damit abfinden, daß es eine bereits geschiedene Frau war. Aber Kinkels aufrichtiges Gemüt ließ solche Widerstände nicht gelten. Er liebte Johanna leidenschaftlich und war willens alle die Widerwärtigkeiten auf sich zu nehmen, die unausbleiblich waren, wenn er der öffentlichen Meinung trotzte. Es kam hinzu, daß Kinkel eine andere, bis dahin noch bestehende Verlobung, ohne weiteres auflöste. Sophie Bögehold, die Schwester seines Schwagers, ein gutes, aber offenbar ganz unbegabtes Mädchen, hatte ihm nie etwas zu geben vermocht. Als er sich im Alter von 23 Jahren mit ihr verlobt hatte, war es die landläufige Studentenliebe ohne tieferen Gehalt gewesen. Ganz sicher wäre sie ihm als Ehefrau eine Last und ein ständiges Hemmnis geworden. Man darf es Kinkel nicht verdenken, daß er hier noch rechtzeitig abbrach. Der Klatsch in Bonn bemächtigtigte sich dieser Familienangelegenheit aber sofort, und ausgiebig ward der Fall erörtert. Dem Presbyterium der Kölner Gemeinde, das sich ebenfalls einmischte, gab Kinkel die würdige Antwort, er halte es nicht für befugt, an ihn eine amtliche Frage über seinen Umgang und seine Lebensabsichten zu richten, und halte dessen diesbezügliche Fragen für unpassend und unzart. Er wurde aus seiner Stellung als Hilfsprediger entlassen. Gegen diesen Pietismus war Kinkel natürlich machtlos. Auch in dem Thormannschen Institut in Bonn, einer Mädchenschule, in der er Religionsunterricht gab, war seines Bleibens nicht mehr. Man nahm eben „Aergernis" an ihm. Aber auch die theologische Fakultät, „für die es sich geziemt hätte, die öffentliche Meinung zu leiten, nicht: ihr ohne weiteres zu folgen" (wie Bollert sehr richtig bemerkt) legte ihm von nun an Steine in den Weg. Nicht die theologische Richtung Kinkels, nicht seine wissenschaftliche Befähigung, nicht sein persönlicher Charakter wurden für ihr

Verhalten ihm gegenüber ausschlaggebend, sondern die „öffentliche Meinung“. Die öffentliche Meinung der Kleinstadt Bonn.

Diese Erfahrungen mit den maßgebenden Vertretern des Christentums taten ihre Wirkung bei Kinkel. Der ständige geistige Austausch mit Johanna beschleunigte die Entwicklung. Ein Votum des wissenschaftlichen Prüfungsausschusses in Bonn vom Jahre 1841 sowie die Vorrede zu seinen Predigten im darauf folgenden Jahre lassen die innere Umwandlung Kinkels bereits deutlich erkennen. Auch dem Kurator der Universität, Rehfues, war sie nicht entgangen. Zwar ward Kinkel eine Gehaltszulage von 150 Talern bewilligt, aber die ordentliche Professur in Bonn, auf die ihm alles ankam, erhielt er nicht. Er bewarb sich in Marburg, hatte aber auch dort kein Glück. Er selber schreibt damals an einen Professor in Marburg:

Der Grund, warum hiesige Ungunst mich eine Anstellung in der Ferne suchen läßt, ist das Verhältnis, in welchem ich zu einer hiesigen Frau stehe, welche von ihrem Manne seit zwei Jahren nach schon mehrjähriger Trennung rechtskräftig geschieden ist und vorläufig noch äußerlich der katholischen Kirche angehört. Ich halte für meine Pflicht, Ihnen zu erklären, daß kein Posten und Rang der Welt mich veranlassen wird, dies Verhältnis zu lösen, in welchem ich nicht mit Schwärmerei des Jünglings, sondern mit bewußter Klarheit des Mannes die stärkste Förderung meines Geisteslebens erkenne und erprobt habe.

Die Verstimmung gegen die Fakultät und gegen die Kollegen wurde begreiflicherweise immer heftiger. Damit Hand in Hand ging aber auch eine Entfremdung von der theologischen Wissenschaft. Eine „Geschichte des Heidentums“ rückte nicht recht von der Stelle, dafür aber entstand eine ganze Reihe von Dichtungen. Kinkel verlor so natürlich die Fühlung mit seiner Wissenschaft mehr und mehr. Den bedeutsamen inneren Umschwung aber bekundet rückhaltlos der Brief an Beyschlag vom Januar 1843, in dem es heißt: wem, der ehrlich und nicht dumm ist, seien nicht die dogmatischen Fundamente gewichen in dieser bangen, schweren Zeit, Christus sei zwar der „höchste religiöse Mensch“, aber in politischen Dingen nur ein Kind seiner Zeit, die Kirche sei von Paulus an einen falschen Weg gegangen. Die Abkehr Kinkels vom positiven Christentum ist hier deutlich ausgesprochen.

Bald darauf wird ihm vom Ministerium eine neue Vergütung, die er erbeten hatte, abgelehnt. Ja, man sucht ihm nahezulegen, daß er sich „einem anderen Lebensberufe zuwenden“ möge, wenn es ihm nicht gelingen sollte, durch entschiedene wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiete der Theologie die vorhandenen Bedenken gründlich zu beseitigen. Die amtlichen Akten, die jetzt sehr gewichtig mit hereinsprechen, sind recht interessant. Man sieht hier einmal hinter die Kulissen einer Fakultät, sieht, wie zwischen Fakultät und Kurator, zwischen Kurator und Ministerium über das Lebensschicksal eines Dozenten entschieden wird. Faßt man alles zusammen, so muß man nun freilich doch sagen, daß sich im Allgemeinen ein fast väterliches Wohlwollen des Ministeriums für Kinkel nicht verkennen läßt. Es offenbart sich besonders, als Kinkel den Uebergang aus der theologischen Fakultät in die philosophische vollzieht. Man hat ihm da durchaus keine Schwierigkeiten bereitet, sondern Kurator und Fakultät befürworteten seine Bewerbung. Auch drückt sich der Kurator (diesmal war es Bethmann-Hollweg) durchaus angemessen aus, wenn er an das Ministerium berichtet, die Fakultät habe:

insofern ihre Erwartungen nicht erfüllt zu sehen geglaubt, als unter dem Einfluß gewisser Lebensverhältnisse Kinkels dogmatische Ueberzeugungen sehr ins Schwanken gerieten und ästhetische Interessen den streng theologischen Eintrag zu tun schienen.

Diese Darstellung entsprach vollkommen den Tatsachen. Die Kunstgeschichte, die Kinkel im Juli 1845 herausgab, fand dagegen wohlwollendste Förderung, auch in Gehaltsfragen kam ihm das Ministerium durchaus entgegen. Freilich hatte Kinkel auch einen ungeheuren Zuspruch als Lehrer. Er galt unter Studenten wie Professoren wegen seines bildhaften, hinreißenden Vortrags als einer der glänzendsten Dozenten. Es wäre eine unverantwortliche Torheit gewesen, ihn der Universität nicht zu erhalten.

Daß Kinkel die innere Befähigung zur Bekleidung einer theologischen Lehrstelle in der Tat fehlte oder vielmehr abhanden gekommen war, geht aus seinen eignen Außerungen über das Christentum klar hervor. Er glaubt nicht mehr an dessen unbedingtes Fortbestehen, er stellt alle Religionsstifter mit Christus auf eine Stufe, er schreibt an Beyschlag, vielleicht „werde er bald mit Exegese ganz und gar brechen“, von den Briefen des Apostels Paulus, der ihm eben noch „Christi großer Apostel“ war, sagt er, daß es kaum der Mühe wert sei, sie monatelang kritisch zu zersetzen. Beyschlag, der es für seine Freundespflicht hielt, auf Kinkel einzuwirken, und der ihm vorhielt, daß er seine neuen Ueberzeugungen wohl „auf dem Wege allgemeinen Verstandesräsonnements“ gewonnen habe, vermochte nichts. Andere Amtskollegen hatten noch viel weniger Einfluß auf ihn. Nur Jakob Burckhardt stand, damals noch ganz im Banne von Kinkels Persönlichkeit, auf seiner Seite. Er war es auch, der Beyschlag und andern widersprach, als behauptet wurde, Kinkel habe durch seinen geistigen Umschwung als Mensch verloren. „Ich habe mich von seiner Urgesundheit und ewigen Jugendlichkeit überzeugt“, schreibt er im Herbst 1843. Und doch ist es keine Frage, daß Kinkel unter der bedeutsamen Umwandlung innerlich sehr gelitten hat, wenigstens bis er fest auf neuem Boden stand.

Im Ganzen gewinnt man den Eindruck, daß Kinkel „auf dem Wege der Verstimmung gegen seine Lehrer und Kollegen zur Negation gelangt“ war. Das hatte Beyschlag schon gesagt. Aber es wäre natürlich grundverkehrt, darin allein den Grund für Kinkels Abfall von der Kirche zu erblicken. Dieser Aerger mit der Fakultät, dieses Gekränktsein und sich benachteiligt Fühlen bildete nur den äußeren Anlaß. Kinkel ist dann schnell zu den Feinden der Kirche übergegangen. Zwar hat er von seinem tiefen religiösen Empfinden nichts eingebüßt, das konnte er gar nicht, auch hat er später noch schöne, warme Worte über Religion gesprochen und Christus blieb für ihn eine verehrungswürdige Erscheinung, aber er unterschied streng zwischen Religion und Kirche. Noch im Zuchthaus zu Naugard wies er geistlichen Zuspruch entschieden ab und es gehört zu den unerfreulichsten Erscheinungen in der neueren Geschichte des deutschen Geisteslebens, einen Mann von seiner Bildung und seinem Charakter von Leuten seelsorgerisch behandelt, ja vergewaltigt zu sehen, die für sein Gefühlsleben kein Verständnis hatten.

Erst vor einem halben Jahre sind die Briefe und Akten, die in die Zeit von Kinkels Gefangenschaft fallen, in einer Zeitschrift veröffentlicht worden. Sie bilden ein wenig erfreuliches Belegstück für die schablonenmäßige Anwendung einer Methode auf einen Mann, der viel zu skeptisch veranlagt war, um von ihr beeinflußt werden zu können. Paul Zschorlich

Verschiedenes

Die Verwahrlosung der Jugend während der Kriegszeit.

Die Statistik belehrt uns, daß die Kriminalität der Jugendlichen nach einem auffälligen Sinken zu Beginn des Krieges jetzt eine bedrohliche Höhe erreicht hat. Es brauchte dessen nicht, um uns von der Verwahrlosung der Jugend zu überzeugen. Die Klagen sind allgemein und sie sind nicht ohne Grund. Aber wer kann sich darüber wundern? Es wäre recht naiv, zu erwarten, daß das große Erlebnis des Krieges die Jugend dauernd auf den Bahnen der Ordnung und Tugend halten müßte. Es ist doch grade ein Charakteristikum der Jugend, daß sie nicht für sich allein stehen kann, sondern der Führung und des Haltes bedarf, und nun hat ihr der Krieg so viele Führer genommen! Der Vater ist im Krieg, die Lehrer sind im Krieg, die Leiter der Jugendvereine, die älteren Genossen kämpfen für das Vaterland; die Schulstunden sind verkürzt, viele Jugendvereine schlafen oder führen nur ein kümmerliches Dasein: da sollten unsre Jungen auf einmal auf sich selber stehen und sich zu Musterknaben auswachsen können? Dazu kommt die psychologische Wirkung des Krieges, die Entflammung der Abenteuerlust, die Erregung der Phantasie: die Jugend will sich austoben. Auch drängt jetzt, wo die Tanzböden geschlossen sind, vieles auf die Straße, was sich vorher in den vier Wänden abspielte. Was Wunder, wenn die Jugend mit Lärm und schlimmen Streichen sich unangenehm bemerkbar macht!

Es geschieht Gott sei Dank schon viel, um die Jugend in ihre Schranken zu weisen. Es gehört zu den besten Seiten der Militärdiktatur, unter der wir jetzt stehen, daß sie uns für die Jugendlichen so schnell Verbote des Alkohols, des Rauchens, des Kinobesuchs gebracht hat, daß der Verkauf von Schundbüchern, das Herumstehen auf der Straße, der nächtliche Aufenthalt außerhalb des Hauses untersagt sind. Es mag darin manchmal zu weit gegangen werden: im Großen und Ganzen dürfen wir unseren Generalkommandos für diese Jugendgesetze nur dankbar sein. Auch die Beschränkung der Lohnauszahlung an die Jugendlichen wäre recht heilsam, wie sie Amtmann

v. Borries-Beßwitz vorgeschlagen hat und in einer Anzahl rheinisch-westfälischer Stadt- und Landgemeinden durchgeführt ist: eben veröffentlicht das Kasseler Generalkommando eine hierauf zielende Verordnung.

Aber damit ist doch nicht alles getan. Das heißt in vielen Fällen nur die Symptome zurückdrängen, aber die Krankheit nicht heilen. Mit Recht hat Amtsgerichtsrat Köhne auf der Versammlung der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge am 4. Februar vor einem Zuviel an Verboten gewarnt, weil damit nur neue Straffälle von Jugendlichen geschaffen werden. Das Wichtigste ist doch immer die aufbauende Arbeit. Es ist ein Jammer, daß die frischaufblühende Jugendvereinsarbeit durch den Krieg vielfach eine so jähe Unterbrechung erfahren hat. Er hat uns dafür die Jugendkompagnieen gebracht, die gewiß auch erziehlich wirken. Aber solange sie noch nicht obligatorisch sind, erfassen sie doch kaum mehr als die schon früher in den Jugendvereinen gesammelten Jugendlichen, noch dazu meist ohne die sozialdemokratischen. Wie anders stände es, wenn wir überall die Pflichtfortbildungsschule hätten! Wenn jeder größere Ort sein Jugendheim besäße! Wir bewundern den Mut des Kasseler Hauptausschusses für Jugendpflege, der am 4. Februar d. Js. die Errichtung eines großen Jugendheims für alle Verbände der Stadt beschlossen hat. Das wird an den meisten anderen Orten nicht möglich sein. Aber etwas kann überall geschehen. Schülerwerkstätten, Lesehallen, offene Abende für Jugendliche, Arbeiten auf dem Laubenland lassen sich auch ohne große Mittel einrichten. Man wird einwenden, es fehle an geeigneten Leitern. Die Not ist erfinderisch auch im Aufspüren verborgener Talente, und wer sichs zu anderen Zeiten nicht zutraute, solls jetzt als Notstandsarbeit, als Kriegsarbeit auf sich nehmen. Es darf keiner mehr über die Verwahrlosung der Jugendlichen klagen, der nicht selbst, soviel in seinen Kräften stand, zu ihrer Beseitigung getan hat.

Die Jugend braucht erfahrene Leiter. Aber sie muß auch die in ihr selber liegenden Kräfte entbinden. Sie ist nicht schlecht, sie ist noch immer so begeisterungsfähig, wie einst, und ist zu leiten, wenn ihr das Ziel in der rechten Weise vorgestellt wird. Darum ist es mit Freuden zu begrüßen, daß auch unsere Generalkommandos nicht bloß verbieten, sondern sich unter Umständen mit väterlich ermahnenden Worten an die Jugendlichen wenden, wie dies von dem Kasseler General von Haugwitz geschehen ist. Die Jugend folgt am liebsten Führern aus ihrer eigenen Mitte; das Problem unserer Tage ist die Selbstregierung in der Leitung der Jugendlichen, die unmittelbar vor dem Kriege Friedrich Wilhelm Förster in einem vortrefflichen Vortrage auf dem Allgemeinen Fürsorge-Erziehungstage in Halle [1]) empfohlen hat. Wer sich näher über die einschlägigen Fragen unterrichten will, wendet sich am besten an die Auskunftstelle der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge, die eben einen neuen Bericht über ihre Tätigkeit [2]) hat erscheinen lassen.

Ewald Stier

Literatur

Nationalität und Internationalität in der Mission. Vorträge auf der sechsten Herrnhuter Missionswoche im Oktober 1915 von Lütgert, Hennig, Julius Richter. Verlag der Brandenburgischen Missionskonferenz, Komm. Missionsbuchhandlung Herrnhut. 48 S. 50 Pfg.

Auf Posten, Jungdeutschland! Ein Wort an unsere liebe deutsche Jugend. Von Prof. Dr. Sellmann, Hagen. Witten, Westdeutscher Lutherverlag. 32 S. 15 Pfg. Partiepreise. — Das Heftchen will gegen die Verwahrlosung der Jugend wirken.

Neue Jugend. Ein offener Brief an junge Menschen von Philipp Krämer. Berlin SW 61, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 14 S. 10 Pfg.

Deutsche Jugend. Von A. Wagener, mit Vorwort von Pastor Dr. W. Busch, Frankfurt a. M. Hamburg 5, Verlag der Zuzugs- und Mitternachts-Mission. 55 S. 50 Pfg.

Was schulden wir unsern Kriegern? unserm Volk? unserm Gott? Von Klingender, Cimbal, Flügge. Hamburg 5, Zuzugs- und Mitternachtsmission. 32 S. 30 Pfg. Partiepreise.

Was braucht das deutsche Volk am nötigsten? Eine brennende Frage an Deutschlands Frauen von K. Richter. Hamburg 5, Zuzugs- und Mitternachtsmission. 15 S. 10 Pfg.

Kirchliche Fürbitten zur Belebung des Gemeinde-Gottesdienstes dargeboten von Pastor Schneider, Erdmannsdorf. Dresden, Ungelenk. 60 S. 1 Mk.

Hausandacht während der Kriegszeit. 3. Heft. Im Auftrage des Ev.-Luth. Landeskonsistoriums herausgegeben von Oberhofprediger D. Dibelius. Dresden, Ungelenk. 40 S. 25 Pfg.

Das Kriegs-Vaterunser für die Kämpfer an der Front und daheim. Von Fritz Blachny. Berlin, Evangelischer Bund. 24 S. 10 Pfg. — Volksschriften zum großen Krieg 71.

Sonntagsgedanken. Allerlei Losung für Kampf und Frieden. Mit Bildschmuck von Hans v. Volkmann. Stuttgart, Ev. Preßverband. 48 S. 40 Pfg. Partiepreise. — Taschenformat. Sehr fein und reichhaltig.

Ich hatt einen Kameraden... Erinnerungsblätter aus den Papieren eines im Feld gefallenen Theologen: Martin Nast, ev. Vikar in Grülich, Böhmen. Zweite Auflage. Stuttgart, Ev. Preßverband. 55 S. 40 Pfg.

1) Bericht über die Verhandlungen des Allgemeinen Fürsorge-Erziehungs-Tages vom 15.—17. Juni 1914 in Halle a. S., zu beziehen durch die Geschäftsstelle in Hannover-Kleefeld, Stephansstift.

2) Zu beziehen durch die Geschäftsstelle Berlin N 24 Montbijouplatz 3. Für Nichtmitglieder 50 Pfg.

Kleine Mitteilungen. Nach dem Abtransport fast aller Männer befinden sich noch 400 deutsche Frauen und Kinder in Tsingtau, deren Versorger und Leiter der Missionar des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein Dr. Wilhelm ist. Er tut nach einer Mitteilung von Missionsdirektor Dr. Witte alles nur Denkbare, um ihnen die freudlose Zeit unter der Herrschaft der Japaner innerlich leicht zu machen. Er selbst berichtet darüber: „Für die zahlreichen Kinder habe ich Vorträge mit Lichtbildern, Schülerkonzerte, Deklamationsabende usw. eingerichtet. Jeden Donnerstag Abend ist ein Familienabend der hiesigen Deutschen in der neuerbauten Bibliothek (des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins), die auf diese Weise sich als sehr wertvoll erwiesen hat. Die Einnahmen aus freiwilligen Beiträgen dieser Veranstaltungen kommen dem Hilfsfonds für die deutschen Gefangenen in Sibirien und Japan zu gute.“ Auch der Schul-Unterricht der deutschen Kinder ist durch Wilhelm geregelt worden. Die deutsche Kirche, einen schönen Bau, wollten anfangs die Japaner beschlagnahmen, da „das Bedürfnis (nach Gottesdiensten) unter den Deutschen nicht sehr groß sei.“ „Erfreulicher Weise“, so schreibt Wilhelm, der die Gottesdienste abhält, „haben sie sich inzwischen überzeugt, daß der Kirchenbesuch so groß ist, daß das Bedürfnis religiöser Zusammenkünfte nicht geleugnet werden kann. So ist denn auch kein Versuch in der genannten Hinsicht wieder unternommen worden.“ „So bietet die ernste Kriegszeit hier ein stilles, aber überaus liebliches Bild eines harmonischen Gemeindelebens.“ Natürlich sehnen alle die Zeit des Friedens und der Wieder-Vereinigung mit ihren in Japan gefangenen Familien-Vätern herbei.

Auch die deutsche Kulturarbeit wird fortgesetzt. Zwar die Tsingtauer Deutsch-Chinesische Hochschule ist geschlossen, aber die höhere Knabenschule für Chinesen des AEPM (mit dem Pensum eines Realgymnasiums) ist März 1915 wieder eröffnet, auch die Deutsche höhere Töchterschule für Chinesinnen, die Schu-Fan-Schule, ist in Betrieb: beide werden jetzt hauptsächlich durch Mittel, die von Chinesen zur Verfügung gestellt werden, unterhalten, auf die Dauer werden sie aber die Unterstützung durch die Mission nicht entbehren können. Wir dürfen deshalb den Missionsverein in dieser Kriegszeit nicht vergessen. Er weiß von allerlei Wegen zu sagen, auf denen wir ihn unterstützen können: Lichtbilderabende, Sammlungen in Kriegsbetstunden, vor allem aber Ausbreitung seiner Blätter. Das Missionsblatt erscheint seit Beginn des Jahres in größerem Format, der Preis ist deshalb auf 30 Pfennig für das Jahr bei Partienbezug erhöht — wir sind erstaunt, was für diesen so ungemein billigen Preis geleistet wird. Warum aber nimmt der neue Titel „Deutsche Hilfe für die Welt“ gar keinen Bezug auf die Ausbreitung des Evangeliums, die doch das Charakteristikum der Missionsarbeit ist? Uns will diese Voranstellung des Nationalen um so weniger gefallen, als der Verein seine Freunde ja nicht bloß in Deutschland hat.

E St

Eine Bitte um bestimmte Bücher ging uns aus einem englischen Gefangenenlager zu. Die Liste findet sich im Anzeigenteil. Mit vereinten Kräften könnten wir wohl den Wunsch erfüllen. Die Bücher dürfen keinerlei Schriftliches an sich haben.

Als Curiosum Folgendes. Der Matin vom 16. Februar 1916 beschäftigt sich mit einer Begegnung, die ich Anfang Januar 1915 in Bern gehabt habe. Er schreibt in seinem Leitartikel Duplicité allemande: Le pacifiste allemand opère aussi en personne. Tout récemment (!), le pasteur Martin Rade, professeur de Théologie à Marbourg, s'est livré en Suisse à une intense propagande pour justifier la déclaration de guerre et la violation de la neutralité belge et pour gagner à la cause allemande les pasteurs des églises protestantes suisses. Une réunion de pasteurs fut même convoquée à Berne à l'instigation de Rade, dont l'éloquence trouva d'ailleurs un auditoire ingrat. Der Artikel verbreitet sich dann noch über die Haltung der Christlichen Welt vor dem Kriege, über die Friedensartikel, die wir 1913 geschrieben haben (au moment où se discutait en France la loi militaire), und stellt fest, daß die Christliche Welt mit ihren honigsüßen Betrachtungen im Dienste eines wilden Pangermanismus stehe: le farouche pangermaniste se repandait dans la Christliche Welt en mielleuses homélies. Der Artikel ist gezeichnet: Edmond Laskine, agregé de l'Université. — Ich möchte nur der Legende einmal entgegentreten, die seit jener Versammlung in Bern, auf die der Matin dreizehn Monate später zurückkommt, in der Schweiz und also auch nach Frankreich hin verbreitet worden ist, als hätte ich damals irgendwelche politische Propaganda gemacht oder beabsichtigt. Wäre das auch mein gutes Recht gewesen, so blieb dafür nach so viel Versuchen, die mit Geschick und Ungeschick in dieser Richtung bereits gemacht worden waren, für einen Menschen von Takt und Geschmack gar kein Raum. Mich interessierten die religiös-ethischen Urteile dieses Kreises und ich wollte viel lieber hören als reden. Auf die nachdrückliche Aufforderung des Herrn Pfarrers Schädelin in Bern: ich sei nun doch unter ihnen und da wolle man nun auch von mir wissen, wie es in der deutschen Volksseele aussehe, habe ich dann freilich nicht umhingekonnt, über unsern inneren Stand nach Kräften zu berichten. Daß ich damit kein dankbares Publikum gewann, das mag wohl sein. Denn das, was jener Kreis, der aus religiös-sozialen Deutsch-Schweizern und aus nicht einmal religiös-sozialen Welsch-Schweizern zusammengesetzt war, hören wollte, konnte ich nicht berichten und sagen.

Das viel begehrte Jahresregister für 1915 hoffen wir in einiger Zeit liefern zu können.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. Freitag 3. März abends 8 Uhr: „Die Kirche nach dem Kriege". Pastor v. Broecker.

Magdeburg. Dienstag 14. März 4 Uhr Stadtmission Hasselbachstr. 1: Zur Lage. Rade.

Nordhausen. Montag 13. März abends 8¼ Uhr im Vereinshause: Zur Lage. Rade.

Unsre liebe Schwester

Elise Rade

rief Gott in ihrem 69. Jahre aus einem gesegneten Leben durch rasche Krankheit heute in sein himmlisches Reich. Sie starb voll Dankes und starken Glaubens.

***Marburg a. L.**, den 28. Februar 1916*

Familie Rade

Unter Kriegslärm von den Vogesen und bei Schneesturm im Schwarzwald erblühte uns ein Frühlingskind: **Barbara Maria Elisabet.**

Badenweiler, 23. Februar 1916

Pfarrer Calimir Kayser und **Frau Hanni**, geb. **Banser**

Ein **gebildetes Mädchen** (Anfang der Zwanziger) sucht Stellung als Gesellschafterin. Dasselbe ist musikalisch und im Haushalt erfahren. Gehalt nach Uebereinkunft. Näheres durch **Frau Dr. Portig, Stuttgart**, Reinsburgstr. 102.

Kriegerfrauen! Helft euren Männern den Sieg gewinnen! Sieben ernste Bitten an die Frauen und Mütter unserer tapferen Feldgrauen von **H. Priebe**, Pfarrer. **10 Pfg.**, 50 Expl. Mk. **4.50**, 100 Expl. M. **8.—**

100. Tausend

Martin Warneck, Verlag, Berlin W 9

Evangelischer Pfarrer, Mitte 40, verheiratet ohne Familie, mit Oberlehrerzeugnis (I. St. für Religion, Hebräisch und Französisch) sucht Stellung an Privat- oder städt. Anstalt. Angebote unter **H S H.**

Für **junges Mädchen** aus gutem Hause Stellung gesucht, wo Kinder sind, Pfarrhaus oder Forsthaus bevorzugt. Familienanschluß und Taschengeld Bedingung. Offerten an **Frau Lehrer Metzker, Frankfurt a. M.**, Niersteinerstr. 2.

Suche zum April d. J. event. kriegsinvaliden **Hauslehrer** zum Unterricht; Latein für Quarta. Viel freie Zeit zu eigenen Studien.

Rittergutsbesitzer **Woltz, Schmagorei**, Kr. West Sternberg, Strecke Reppen — Meseritz

---

Kampf und Sieg!

Wehr und Waffe für die Kriegskonfirmanden

von Dr. **Conrad,** Geh. Konsistorialrat u. Pfarrer

Ein **neues** Konfirmationsbüchlein

15 Pf., 50 Exempl. 6.— M., 100 Exempl. 10.— M.

Martin Warneck, Berlin W 9

Eine würdige Konfirmationsgabe

Das Buch der Stunde

Eine Erbauung für jeden Tag des Jahres gesammelt aus allen Religionen und aus der Dichtung von **Paul Eberhardt**

Preis gediegen geb. 4 Mark

„Das ist eines der schönsten Andachtsbücher, vielleicht das schönste, das ich kenne." Professor H. Weinel

„Man sieht wie die wirklichen Geister der Menschheit zusammenklingen." Pfarrer G. Traub

„Dieses vielseitige tiefsinnig angelegte Erbauungsbuch eignet sich ganz besonders auch zu Geschenkzwecken namentlich bei ernsten jungen Leuten. Amtliches Schulblatt d. Kantons Zürich

Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G. Gotha

Soeben erschien in unserm Verlage:

Lic. theol. **Br. Doehring**, kgl. Hof- und Domprediger in Berlin:

Die Religion des Schlachtfeldes

Eindrücke und Gedanken, gesammelt auf den Schlachtfeldern des Ostens

Kart. Mk. 0,50. Von 20 Exempl. zu 45 Pf., von 50 Exempl. zu 40 Pf., von 100 Exempl. zu 35 Pf.

„— enthält eine solche Fülle tiefer Gedanken, z. B. über den Sinn des Lebens, über den Unterschied von „Sein" und „Leben", wie wir sie auf so kurzem Raum selten beieinander gefunden haben. Man kann nur auf das dringlichste raten: greift zu diesem Büchlein, ihr werdet es nicht ohne reichsten Gewinn aus der Hand legen." [Braunsche Landeszeitung 20.II.16]

Gegen Einsendung des Betrages versenden wir postfrei.

Berlin W 35 **Reuther & Reichard**

Bücher für Kriegsgefangene

Aus einem englischen Gefangenenlager kommt eine dringende Bitte um Bücher an uns: Weinelsche Lebensfragen; philosophische und apologetische Bände aus den Sammlungen Teubner, Quelle & Meyer, Göschen; Rauh, Oeser, Kutter, Kierkegaard, Le Seur, Benz; A. Schieber, E. Müllenhoff, Supper, Gustav Schüler; Luther; Girgensohn, R. Reden; Niebergall, Kirche; Kalweit, Religion. Im allgemeinen: „innerliches, nicht außer-, aber überkirchliches Christentum."

Die richtige Zustellung der Bücher ist gewährleistet, sie geschieht durch das Rote Kreuz in London. Zusendungen an den Verlag der Christlichen Welt.

Zwei neue Konfirmationsbüchlein

Von Stadtpfarrer **Paul Jaeger-Freiburg**

Meine Wehr und Waffen	**Meine Freude**
Ein Konfirmationsbüchlein für Knaben	Ein Konfrmationsbüchlein für Mädchen

Der Karton-Umschlag ist zweifarbig in gefälliger Zeichnung. Die Konfirmationsbüchlein eignen sich ganz vorzüglich zum massenweisen Austeilen an die Konfirmanden. Auf Wunsch wird auch bei Mindestabnahme von 200 Stück eine besondere Widmung, deren Text beliebig bestimmt werden kann, auf der zweiten Umschlagseite eingedruckt ohne Erhöhung des Preises.

Wir haben Staffelpreise festgesetzt und liefern die Büchlein einzeln zu 25 Pfg., bei 10 Stck. zu 24 Pfg., bei 25 Stck. zu 23 Pfg., bei 50 Stck. zu 22 Pfg., bei 100 Stck. zu 21 Pfg. und bei 200 Stck. zu 20 Pfg. das Stück.

Der allen Freunden der Christl. Welt bekannte Verfasser hat bei der Abfassung an die Jahre und das wachsende Verständnis nach der Konfirmation (die Jahre der Charakterbildung) gedacht, nicht an den Tag der Konfirmation selbst, der ja unter besonderer mündlicher Einwirkung steht. Es empfiehlt sich auf diesen Charakter der Schriftchen beim Verteilen ausdrücklich hinzuweisen. Wer daher seinen Konfirmanden für die jetzige schwere Kriegszeit passende Geleitworte mit auf den Weg geben will, der greife zu den trefflichen Jaegerschen Büchlein!

Verlag für Volkskunst, Richard Keutel, Stuttgart

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage ein literarischer Prospekt von der A. Deichertschen Verlagsbuchhandlung Werner Scholl in Leipzig (Empfehlenswerte Passions-, Konfirmations- und Osterliteratur)